HARTMUT BÖHME

PASSIONEN DER BIBLIOTHEK

Jörg Baberowski hat in seinem Beitrag den besonderen Status der Bibliotheken in der ehemaligen Sowjetunion dargestellt. Daran anschließend geht es zunächst um den Zusammenhang von Herrschaft und Bibliothek, der sich in der realen Leidensgeschichte der Bibliotheken darstellt. Gemäß der doppelten Bedeutung des Titels, worin »Passionen« sowohl die Leiden wie die Leidenschaften der Bibliothek bedeuten sollen, werden sodann die Leidenschaften behandelt, die sich als Phantasmen und Imaginationen um die Bibliothek ranken.

LEIDENSGESCHICHTE

Für uns heute ist es selbstverständlich, dass Bibliotheken und öffentlicher Zugang zusammengehören. Der Ausschluss von Lesern, die Sekretierung von Büchern, die Schaffung von unzugänglichen Bereichen erscheint uns als ein Widerspruch zum Geist der Bibliotheken, als Akte der kirchlichen oder staatlichen Zensur. Ein Geheimnis aus dem Schatz der Bücher zu machen ist mit dem Prinzip der Öffentlichkeit und der unbeschränkten Zirkulation des Wissens unvereinbar.

Diese Freizügigkeit der Bibliotheken ist indessen eine späte Errungenschaft. Sie verdankt sich den Vorläufern der Demokratie, also etwa dem Konzept der freien Ideenzirkulation in der Gelehrtenrepublik, dem literarischen Markt und den frühen Formen einer kritisch-politischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Von ihren allerersten Anfängen an waren Bibliotheken allerdings, räumlich wie konzeptionell, eng mit der Macht verbunden. Fast immer waren Schriftsammlungen in Herrschaftspalästen untergebracht und dienten der Monopolisierung des Wissens. Dass Wissen Macht generiert, ist nicht erst eine kritische Einsicht der Neuzeit. Francis Bacon (1561–1626) hatte dafür nur die klassische Formel geprägt: »Wissen ist Macht«; und darauf beruhte seine Idee eines universalen Fortschritts durch Lernen (»advancement of learning«, 1605), ein Fortschritt, der an die experimentelle Erfahrung sowie an das Medium Buch und die Bibliothek gebunden ist. Darum sind frühneuzeitliche Utopien stets auch gewaltige Lerninstitutionen, mit Bibliotheken, Laboren, Werkstätten ausgestattet, wie man beispielhaft in der Utopie *Christianopolis* (1619 von Johann Valentin Andreae [1586–1654]), aber auch in der *Nova Atlantis* (1627) von Francis Bacon und in *La città del Sole* (1602) von Tommaso Campanella (1568–1639) studieren kann.

In der Antike, schon seit den mesopotamischen Reichen, war es also stets eine imperiale Macht, die in die Bibliotheken und Archive strukturell eingeschrieben war. Darum wurden die Schatzhäuser des Wissens, eben die Bibliotheken, strengen Regimes des Zugangs und der Distribution unterworfen.

Das gilt auch für den ersten Leittypus der abendländischen Bibliothek, nämlich die Klosterbibliotheken. Auch sie unterlagen vielfachen Beschränkungen und waren nicht nur wie die antiken Bibliotheken ein politisches, sondern auch ein kirchliches Instrument der Macht, ihrer Administration wie ihrer Repräsentation. Die formelle Einführung von Zensur und die Indexikalisierung von Büchern waren die katholische Antwort auf die Medienrevolution der Drucktechnik, welche die traditionellen geistlichen Wissensmonopole bedrohte und damit eben auch die Ausbreitung des Protestantismus begünstigte. Der dadurch ermöglichte, tendenziell unbegrenzte Verkehr von religiösen Ideen und wissenschaftlichem Wissen sprengte langfristig die hergebrachte Fusion von Bibliothek und Herrschaft. Freilich sind Zensur und Bücherverbrennung kein neuzeitliches oder gar nur gegenreformatorisches Phänomen. Man findet derartige Praktiken in nahezu allen antiken Hochkulturen, und auch im Christentum stand von allem Anfang an die Bücherverbrennung in gelegentlichem Gebrauch (vgl. Apg 19,19). Für die *longue durée* der »Büchervernichtung und Zensur« hat Wolfgang Speyer festgestellt, dass »vom 4. Jahrhundert eine gerade Linie zur Inquisition des Mittelalters und zum Ketzergericht mit öffentlicher Verbrennung der häretischen Schriften im Namen des christlichen Kaisers oder Königs (Autodafé)« führte.

Doch der unheiligen Allianz von Bibliothek und Herrschaft verdanken wir auch, dass wir heute überhaupt einen immerhin beeindruckenden Bestand an Quellen aus vier Jahrtausenden haben. Nur darum können wir heute Geschichtsforschung, aber auch Philosophie- und Literaturgeschichte betreiben. Denn es war und ist ein intrinsisches Begehren der Herrschaft, sich gegen den Strom der gefräßigen Zeit immun zu machen. Jede Herrschaft will sich dauerhaft dokumentieren, den tragenden Bestand von symbolischen und rechtlichen Ordnungen im Medium der Schrift verstetigen und damit auch die Regierung und Administration von Gesellschaften optimieren. Darum sind die antiken Herrschaftsinstanzen die Orte der ersten bibliothekischen Sammlungen. Diese über Jahrtausende unauflösliche Verschweißung von Bibliothek und Herrschaft hatte aber auch zur Folge, dass Bibliotheken in den Strudel der Mächte und Imperien, in ihre Kämpfe und Konjunkturen hineingezogen wurden. Eben weil Bibliotheken als Manifestation einer Herrschaft, als symbolisch hochrangige Orte einer staatlichen oder kulturellen Identität und als Einrichtungen der sozialen Exklusion und der geistigen Zensur angesehen wurden, konnten sie zum Ziel leidenschaftlicher Aggressionen werden. Man kann geradezu die Regel aufstellen, dass Kriege, Machtvakua und Regimewechsel für Bibliotheken stets lebensgefährlich wurden. Weil dies so ist,

ging das meiste der schriftlichen Überlieferung eben doch verloren. Die Geschichte der Bibliotheken ist von allem Anfang an von ihrer Zerstörung begleitet. Der Schutz, den der Staat (oder die Kirche) für die Bücher darstellte, enthielt immer auch das Risiko, dass sie im Falle von Krisen und Kriegen vernichtet wurden – durch Raub, Brandschatzung, Zerstreuung oder, ganz einfach: durch Verkommen. Die destruktiven Leidenschaften, die sich auf Bibliotheken richten, verwandeln ihre Geschichte eben auch in eine Passionsgeschichte. Zu Recht hat man darum gesagt, dass die Grenzwerte aller Bibliotheken durch drei Fluchtpunkte gebildet werden. Zum einen ist dies die fast natürliche Endlichkeit ihrer Speicherfähigkeit: jede Bibliothek ist zu klein; zum Zweiten ist dies die Erosion ihrer Objekte: Schimmel, Fäulnis, Zerfall, Insekten- und Mäusefraß; und drittens ist es das Feuer: als Emblem aller mutwilligen oder natürlichen Katastrophen.

Innerhalb unserer jüdisch-christlichen Kultur kennen wir zwei Kommunikationskatastrophen, die sich in der Wirkungsgeschichte mit einer in der hellenistischen Antike wurzelnden Bibliothekskatastrophe verbunden haben. Ich meine die Vertreibung aus dem Paradies, welche die Menschen aus der kommunikativen Unmittelbarkeit zu Gott vertrieb, sowie die Sprachverwirrung als Strafe für den hybriden Turmbau zu Babel, der das Menschengeschlecht in eine Fülle gegenseitig entfremdeter Sprachgemeinschaften zersplitterte. Die Bibliothek zu Alexandria, die historisch überhaupt nicht mit dieser Tradition verbunden war, wurde in den mythischen Narrativen, die sich später um diese Bibliothek rankten, zur Utopie der Schriftkultur stilisiert. Alberto Manguel führt dazu aus: »... zwei Bauwerke, die, könnte man sagen, für all das stehen, was wir sind. Das erste, erbaut mit dem Ziel, den unerreichbaren Himmel zu erreichen, entsprang unserem Wunsch, den Raum zu erobern, einem Wunsch, der als Strafe die Vielfalt der Sprachen nach sich zog, die noch heute unsere täglichen Versuche vereitelt, uns miteinander zu verständigen. Das zweite, erbaut, um zu versammeln, was diese Sprachen aufzuzeichnen versuchen, entsprang unserer Hoffnung, die Zeit zu besiegen, und endete mit einem Feuer, das sogar die Gegenwart verschlang. Der Turmbau von Babel im Raum und die Bibliothek von Alexandria in der Zeit sind die ehrgeizigen Symbole dieses Strebens, die sich als Mahnmale dessen, was uns unmöglich ist, aus der Asche erheben.«

Alexandria – dieser Name steht für die Idee der vollständigen Sammlung sämtlichen Schrifttums der Welt, für die Gleichzeitigkeit alles Wissens an einem einzigen Ort hier und jetzt. Innerhalb der Bibliotheksmythologie ist Alexandria das phantastische Unternehmen, durch die Wiederherstellung einer bibliothekischen Universalität die

Traumata, Entfremdungen und Leiden der Kommunikationskatastrophen zu heilen. Doch gerade dieser erste Entwurf einer Universalbibliothek wird mythographisch kontrapunktiert durch das Gegenbild der vollständigen Brandzerstörung der Bibliothek von Alexandria. Diese Katastrophe hat es, wie wir heute wissen, so niemals gegeben. Sie ist vielmehr das Gegenstück zur Utopie der absoluten Bibliothek, die alles je Geschriebene in sich birgt und damit eine totale Erinnerung ermöglicht. »Undeutlich, kolossal, allgegenwärtig«, so führt Alberto Manguel aus, »erscheint uns die stillschweigende Architektur der unendlichen Bibliothek noch heute in unseren Träumen von einer allumfassenden Ordnung.« Dies aber ist nicht nur der Traum, sondern auch der Albtraum der Bibliothek: Eine Bibliothek ohne Vergessen und Verlust wäre das Ende der Geschichte. Das Gegenbild hierzu ist folgerichtig das totale Vergessen oder die totale Zerstörung. Diese sind in der brennenden Bibliothek zum mythischen Urbild geworden. Seither ist, so Günther Stocker, »der negative Fluchtpunkt der Bibliothek ... ihr Brand ... Brennende Bibliotheken sind eines der eindrücklichsten Schreckbilder der Kulturgeschichte.«

Das gilt bis heute. Wir sollten dabei nicht nur an zufällige oder fahrlässige Brandkatastrophen wie im Fall der Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar im September 2004 denken, sondern an die historisch viel bedeutsameren, gezielten Zerstörungen von Bibliotheken. Hierfür einige charakteristische Beispiele des letzten Jahrhunderts. Als Exempel für die strategische Zerstörung kultureller Einrichtungen im Ersten Weltkrieg steht bis heute die Zerbombung der Bibliothek von Leuven, die von allen gegnerischen Kriegsparteien als ein Fanal des grenzenlosen Kriegswillens der Deutschen verstanden werden sollte (die neu aufgebaute Bibliothek wurde von den Nationalsozialisten erneut zerstört). Tatsächlich integrierten die Nationalsozialisten, systematisch wie niemals zuvor in irgendeinem anderen Krieg, in ihre Kriegsführung auch die Zerstörung von Bibliotheken und Kulturdenkmälern. Die kulturelle Identität des osteuropäischen Judentums, des polnischen und russischen Volkes sollte ausgelöscht werden. Nach der Untersuchung von Hilda Urén Stubbings sind – gemessen am Vorkriegsstand – etwa 57 Prozent der Buchbestände in den von den Nazis überfallenen Ländern vernichtet worden. Es ist ein qualitativer Sprung in der Geschichte der Kriege, wenn nicht nur das gegnerische Militär und seine Regierung geschlagen, sondern auch die materielle und symbolische Kultur vernichtet werden sollte. Ziel der Aggression ist, das kulturelle Gedächtnis von Völkern und Ethnien, die Erinnerbarkeit überhaupt spurenlos aus der Geschichte zu tilgen.

Man hat in diesem Zusammenhang oft auf Heinrich Heines Diktum verwiesen, das er in seiner Tragödie *Almansor* von 1821 anlässlich der Verbrennung des Korans nach der Eroberung Granadas durch die Christen 1499/1500 prägte: »Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher / Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.« – Die moderne, nationalsozialistische Umkehrung dieses Satzes, die modellgebend für das 20. Jahrhundert wurde, besteht darin, dass dort, wo man Menschen ermordet, auch deren materielle Kultur und mit ihr jedes kulturelle Gedächtnis in Flammen aufgehen soll. Der Biblioklasmus, der seit je die Geschichte der Bibliotheken begleitet, wurde im 20. Jahrhundert mit dem totalen Krieg, mit dem Genozid und Ethnozid systematisch verbunden. Bibliotheksforscherinnen wie Hilda Urén Stubbings (in ihrem Buch *Blitzkrieg and Books*, 1992) und vor allem Rebecca Knuth (2003/2006) haben den erst für die Moderne charakteristischen Neologismus »Libricide« geprägt. Damit wird der historisch neuartige Systemzusammenhang von regimegestützter Gewalt mit der Bibliotheks- und Kulturvernichtung bezeichnet. Dieses Phänomen ist nicht nur im Nationalsozialismus, sondern ebenso im Stalinismus, in der chinesischen Kulturrevolution, gegenüber Tibet, in Kambodscha, im Krieg Iraks gegen Kuwait, im zweiten Irakkrieg, während des Sturzes des Ceaușescu-Regimes 1989 bei der Zerstörung der Bukarester Nationalbibliothek oder in besonders brutaler Weise im Bosnienkrieg praktiziert worden, als die Serben einen Vernichtungskrieg auch gegen die Kulturgüter der bosnischen Muslime entfesselten. Letzterer fand seinen furchtbaren Ausdruck in der Zerstörung der Altstadt Sarajevos und der dortigen Zentralbibliothek (bei gezielter Aussparung aller christlichen Monumente): 1,5 Millionen Bände, 155 000 Rara und Manuskripte, 600 000 Zeitschriften-Jahrgänge, das gesamte bosnische Nationalarchiv wurden ein Raub der Flammen, auch weil die Serben die Wasserversorgung abgeschnitten hatten und die schwachen Versuche zur Buch-Rettung durch Scharfschützen nahezu unmöglich machten. Ähnlich wie in Sarajevo wurden flächendeckend in ganz Bosnien die Pogrome an der muslimischen Bevölkerung von einer Brandschatzung des kulturellen Erbes begleitet, um die Spuren des muslimischen Gedächtnisses auszulöschen.

Blättert man in den Prachtbänden und jährlich neuen, großformatigen Kalendern mit den Abbildungen der schönsten Bibliotheken Europas, die sich als wahre »Bücherarchen« (Thomas Hürlimann), als grandiose Kathedralen des Geistes darstellen, so vergisst man allzu leicht die Trümmer- und Aschenberge der zerstörten Bibliotheken, mit denen auch unzählige Dokumente menschlicher Kreativität für immer verloren gegangen sind. Es sind die Menschen selbst, die

zu den furchtbarsten Feinden des Weltkulturerbes geworden sind, sofern dieses in die Form von Handschriften und Büchern geronnen ist. Keine Erinnerung kann eine Vergangenheit zurückholen, die für immer ruiniert, zerstört, verbrannt oder nur noch in Relikten erfassbar ist. Da aber die eherne Regel gilt, dass je ärmer die Erinnerung, desto ärmer auch die Zukunft ist, bedeutet der bis heute andauernde Libricide oder Biblioklasmus zugleich eine Vernichtung der Zukunft. Darum wird die Passionsgeschichte der Bibliothek von selbst zur Leidensgeschichte der Menschheit.

LEIDENSCHAFTEN UND PHANTASIEN

Gewiss ist diese düstere Geschichte nicht die einzige der Bibliotheken. Passionen der Bibliothek – das sind ja nicht nur die Leiden, sondern auch all jene liebenswerten, skurrilen, phantastischen, großartigen Leidenschaften, von denen unsichtbar die Säle und Gänge der Bibliotheken erfüllt werden. Natürlich wird davon wiederum in Büchern erzählt. Und so ist die Literaturgeschichte seit dem Mittelalter voll von »imaginären Bibliotheken«. Sie erzählen, mehr als die Realgeschichte, von den Hoffnungen und Wünschen, den Gefühlen und Praktiken, kraft derer die Bibliotheken nicht etwa ein »Beinhaus der Wirklichkeiten« (Hegel), sondern im wahrsten Sinne Wirkungsstätten des Geistes sind, der sich in der Bibliothek materialisiert. So erlauben Bibliotheken, wiederum mit Hegel zu reden, immer auch ein »Sich-innerlich-machen, Insichgehen«. Das heißt, sie sind Figuren der lebendigen Erinnerung und der Reflexivität von Geschichte. Von den memorativen, sensorischen, phantastischen Erfahrungen der Bibliothek gibt es viel zu erzählen, von der Reiselust, die schon im 18. Jahrhundert auch den Bibliotheken galt, von den »Idolen der Bibliothekare«, vom obsessionellen Sammeln und dem Leben mit den Büchern, von der Nacht (in) der Bibliothek, von ihrer Nahrung und ihrem Grauen, von den Bibliotheken als Wissensordnung, von der Heterotopie der Bibliotheken oder gar von ihrer olfaktorischen Belebung. Dies alles lassen wir hier, obwohl die Versuchung lockt, beiseite.

Gerade weil wir mit den Bibliotheken in den Gewaltexzessen des Krieges begonnen haben, darf man als Nächstes an die Erzählung »Ein General in der Bibliothek« (1953) von Italo Calvino erinnern. Hier wird von einer Inspektionstruppe erzählt, die vom Generalstab des Militärregimes Pandurien in die größte Bibliothek des Landes gesendet wird, um jene Bücher zu indizieren, welche der Ideologie des Militärs gefährlich sein könnten. Alle Leser und Gelehrten werden ausgesperrt und das Militär nistet sich, wie eine Besatzungstruppe, in die

Bibliothek ein: Nur ein alter Bibliothekar bleibt zurück, der den Militärs bei der Navigation durch die unbekannte Topographie der Bücher helfen soll. Immer wenn einem lesenden Offizier ein Text verdächtig vorkommt, bringt der Bibliothekar eilfertig dem zensurwilligen Offizier große Mengen weiterer Bücher herbei, die womöglich noch schlimmere ideologische Verletzungen darstellen – und die Soldaten vertiefen sich auch in deren Lektüre. So werden die Militärs immer gebildeter. Ihr Kopf füllt sich mit Wissen und Argumenten, Versen und Romanen. Und immer schwerer fällt es ihnen, den verlangten Rapport über die schädlichen Bücher abzuliefern. Calvino schildert, als Variante der Hegel'schen List der Vernunft, so etwas wie die heimliche List der Bibliothek: Aus Inspektoren werden Leser und aus Lesern nachdenkende Köpfe. Das Denken wird Buch für Buch entmilitarisiert und zivilisiert. Die Soldaten, die Zensoren sein sollen, verwandeln sich unter der Hand zu leidenschaftlichen Lesern, die dem Generalstab schließlich ein pazifistisches und kritisches »Kompendium der Geschichte der Menschheit« abliefern, was ihre Entlassung »aus Gesundheitsgründen« zur Folge hat.

Calvino liefert eine humoreske Variante zu der verbreiteten Bibliotheksutopie, wonach Bibliotheken Schaltstellen darstellen bei der Umstellung des gesellschaftlichen Codes von Gewalt auf Humanisierung – im Medium des Buches und der Bildung. Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden, setzt die Verwandlung der Soldaten in Leser voraus. Das erzeugt nicht nur die Brecht'schen Fragen des lesenden Arbeiters, sondern erinnert auch an den alten, seit 1170 im Umkreis von Cluny nachweisbaren Wahlspruch mittelalterlicher Klosterbibliotheken: *Claustrum sine armario, quasi castrum sine armamentario* (Gaufridus von Sainte-Barbe en Auge; Migne PL 205 [1855], S. 845: Eine Kloster ohne Bibliothek ist gleichsam ein Kastell ohne Waffenkammer). Übersetzt in die postreligiöse Phase heißt dies, dass die Bibliothek das Zeughaus des Geistes ist und dass die Bücher die Waffen der *vita contemplativa* sind, sei dies ein wissenschaftliches oder ein literarisches Leben. Der menschliche Geist, aus den Klausuren des Kopfes geboren, muss in die Welt eintreten. Er muss sich Stützpunkte, Bastionen und Verkörperungen schaffen, um wirksam zu werden: Und diese Stützpunkte sind nicht nur die technischen Praktiken, in denen sich Wissen und Können materialisieren, sondern es sind auch die Bücher, in denen dieses Wissen durch die Zeit transportiert, adressierbar und abrufbar wird, aber auch kontrolliert, verbreitet und verbessert. Darin wächst der denkbaren Verbesserung des menschlichen Geschicks ein *fundamentum in re* zu, eben Bastionen und Zeughäuser der Zivilisation, die sich in den letzten vier Jahrtausenden nicht nur, aber doch wesentlich im Medium

der Schrift und mithin in einem lebendigen bibliothekischen Verkehr reproduziert.

Das typographische Zeitalter, das wissen wir alle, brachte ein weltgeschichtlich beispielloses Wachstum von Schrifttum mit sich. Das erzeugte eine wachsende Komplexität der Wissensordnungen, mithin auch der bibliographischen und bibliothekarischen Ordnungssysteme. Letztere erfuhren in der Literatur von Konrad Gesner im 16. Jahrhundert bis zu Robert Musil, Jorge Luis Borges oder Thomas Hürlimann vielfache, oft satirische Spiegelungen. Dies möchte ich übergehen, aber doch auf einige damit verbundene kulturkritische Effekte hinweisen. Spätestens im 18. Jahrhundert beginnt die kritische Reflexion der Publikationswut und Lesesucht, welche die Bibliotheken zu Ungetümen anschwellen lassen und die Köpfe der Leser mit wertlosen Lektüremassen vermüllen. In diesem Kontext einer frühen Ökologie des Buchwesens fällt unser Blick auf den Aufklärer Louis-Sébastien Mercier (1740–1815) und seinen utopisch-satirischen Roman *Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume* (L'an deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fût jamais; 1771). Im Kapitel »Die königliche Bibliothek« findet der Zeitreisende nicht, wie erwartet, eine gigantische Bibliothek, sondern ein kleines Kabinett. Gelehrte Kommissionen haben das gesamte Schrifttum durchgemustert, um aus tausend Foliobänden *ein* kleines Duodez-Bändchen zu destillieren. So begegnet man der anschwellenden Publikationsflut durch eine Strategie bewusster Schrumpfung: Aus allen überflüssigen Büchern – wozu sämtliche Journale, parlamentarische Eingaben, Gerichtsplädoyers und Leichenreden, aber auch hunderttausend juristische Bände, hunderttausend Gedichte, eine Million sechshunderttausend Reisebeschreibungen und eine Milliarde Romane gehören – hat man einen neuen Turm von Babel errichtet und alles verbrannt: Bücherverbrennung als Sühneopfer der Wahrheit, des guten Geschmacks und des gesunden Verstandes. Dies ist die radikal-aufklärerische Variante jenes schrecklich besseren Wissens, das schon die Kirche bei dem Autodafé oder der Indexikalisierung von Büchern an den Tag gelegt hatte.

Man sieht, dass eine fundamentale Aufklärung bei weitem die kirchliche Zensur oder die militärische Literaturinspektion bei Calvino übertreffen kann. Im Ernst jedoch steht hinter dem Mercier'schen Traum die Idee einer Idealbibliothek, welche die Abbreviatur der gesamten Weltgeschichte der Schrift in sich zu bergen vermag. Das Feuer ist hier nicht das der wahllosen Flammen des Krieges, sondern das Reinigungsfeuer einer ultimativen Zeremonie, aus der die reine Vernunft als Phönix aus der Asche aufersteht. Von hier aus nehmen mehrere profane Mythologien und kulturkritische Ängste ihren Ausgang. Letztere werden vor allem dadurch angetrieben,

dass die Flut der Publikationen zu einer grandiosen, ja apokalyptischen Überlastung der menschlichen Informationsverarbeitungskapazität führt. Jede Bibliothek birgt für jeden noch so leidenschaftlichen Leser die furchtbare Melancholie, dass er niemals mehr als einen winzigen Bruchteil des Schrifttums verarbeiten kann – und nicht einmal sicher ist, dass er dabei den Weizen von der Spreu hat sondern können. Dass es keine erschöpfende Lektüre gibt, lässt den potentiellen Leser erschöpft zurück. Bibliotheken, die niemals eine Ordnung nach Qualität und Wert enthalten dürfen – das hieße ja, dass sie eine Weltpolizei des Geistes zu sein sich anmaßen würden –, Bibliotheken, die also, folgen wir Mercier, hauptsächlich Unsinn enthalten, sind insofern auch Höllen der Verzweiflung, in die eine richtungslose Neugier des Lesers abstürzt. Gustave Flaubert (1821–1880) hat in seinem Roman *Bouvard et Pécuchet* (postum 1881), durchaus auf der Linie Merciers, gezeigt, wohin eine schrankenlose Bibliomanie ihre Leser zu (ver-)führen vermag: in eine papierene Existenz, die aus Zitaten aller möglichen Wissensgebiete zusammengestückelt wird: Leben als »Bibliotheksphänomen« (M. Foucault). Diesen Effekt hatte Flaubert bereits bei der Besichtigung der Traumwelten des heiligen Antonius entdeckt. Dessen phantastische Innenwelt wird aus den losgerissenen Fragmenten und Zitaten des Gelesenen generiert – wahrlich ein Purgatorium, für das die Bücher den Stoff hergeben (*La Tentation de Saint Antoine*, 1849–1874). Flaubert liefert unübertroffene Fallstudien zur Bibliomanie und zur Bibliothekspathologie. Deren *mörderische* Konsequenzen werden dann bei Umberto Eco ausfabuliert. Manguel kommentiert den (Alb-)Traum von Flaubert wie folgt:

»Mittlerweile ist Bouvards und Pécuchets Traum beinahe Wirklichkeit geworden, wenn uns scheinbar alles Wissen der Welt zur Verfügung steht, sirenengleich lockend auf dem flimmernden Bildschirm. Jorge Luis Borges, der einmal die unendliche Bibliothek aller Bücher beschrieb, erschuf auch einen an Bouvard und Pécuchet erinnernden Charakter, der versucht, eine Universalenzyklopädie zusammenzutragen, die so vollständig ist, dass sie die gesamte Welt erfasst. Am Ende scheitert er, genau wie seine französischen Vorläufer, aber nicht vollständig. An dem Abend, an dem er sein ehrgeiziges Projekt aufgibt, mietet er eine Droschke und fährt durch die Stadt. Er erblickt Ziegelmauern, einfache Leute, Häuser, einen Fluss, einen Marktplatz und hat das unbestimmte Gefühl, all diese Dinge seien sein Werk. Er erkennt, dass sein Projekt nicht unmöglich war, sondern allenfalls überflüssig. Die Weltenzyklopädie, die Universalbibliothek, existiert und ist nichts anderes als die Welt selbst.«

Die andere Konsequenz aus Merciers Traumreise in die

Bibliothek der Zukunft wird von der ehrwürdigen Idee des absoluten Buches geprägt. Erinnern wir uns der seit Augustin sich unwiderstehlich ausbreitenden Idee, dass Gott sich in zwei Schrifttypen offenbart habe: in einem einzigen, alles umfassenden Buch, der Bibel, und in der Natur, die aus dem Wort hervorgegangen, mithin materialisierte Sprache ist – die Welt als Buch, als Welt-Buch, *liber naturae*. Man ahnt, dass diese Idee selbst ein Bibliotheksphänomen ist. Sie entspringt der *déformation professionelle* gelehrter Mönche, welche die Schrift, mit der sie tagaus, tagein lesend, abschreibend, übersetzend, kommentierend umgehen, zum Modell der Welt machen: Nichts kann sein, was nicht Schrift ist. Die profane Philosophie und auch die Literatur, so hat Hans Blumenberg gezeigt, haben ihre Phantasmen aus der Faszination dieser mittelalterlichen Idee der Welt als Buch hervorgehen lassen: die Idee eines alles komprehendierenden, synthetisierenden, ordnenden Systems *und* die Idee eines literarischen Werkes, das als absolutes Buch alles je Geschriebene aufnimmt und final abschließt. Von Novalis über Friedrich Schlegel und Stéphane Mallarmé bis zu Hubert Fichte zeigt sich die Unverwüstlichkeit dieser Idee: *Ein* Systementwurf, *ein* Buch kontert mit einem Schlag, der auch »*un coup de dés*« (Mallarmé), ein Würfelspiel sein kann, die Menge aller Bibliotheken mit ihren endlosen Reihen überflüssiger Literatur.

Natürlich hat Jorge Luis Borges (1899–1986) – immerhin Bibliothekar und Direktor der Nationalbibliothek Argentiniens und versteckter Namensgeber des wahnsinnigen Bibliothekars in *Der Name der Rose* –, natürlich hat Borges sich diese wunderlichen wie grandiosen Passionen der Bibliothek und der Schrift nicht entgehen lassen. Er hat ihnen vielmehr die ultimative Fassung verliehen. Zum einen ist dies die Phantasie des *einen* Buches, das – wie das magische Aleph, welches das ganze Universum in sich eingefaltet enthält – »aus einer unendlichen Zahl unendlich dünner Blätter bestünde«: Hätten wir nur dieses Buch und könnten wir in ihm jene Seite aufschlagen, welche die genaue Mitte des Buches wäre, und könnten wir in jene Mitte, die *zwischen* Vorder- und Rückseite dieser mittleren Seite sich befindet, vordringen, so wären wir erlöst in der unvorstellbaren Mitte der Schrift, will sagen: der Welt. Dieser Phantasie der *absoluten Konzentration* alles Geschriebenen steht in der Erzählung »Die Bibliothek von Babel« (1941) die Phantasie der absoluten Amplifikation gegenüber. Es ist eine Bibliothek, die aus der zwar nicht unendlichen, aber für Menschenmaß infiniten Menge aller Kombinationen besteht, welche die 25 Zeichen des orthographischen Systems miteinander eingehen können. Alles, was je geschrieben wurde und je geschrieben werden wird, in alle überhaupt denkbaren Sprachen übersetzt, und zudem

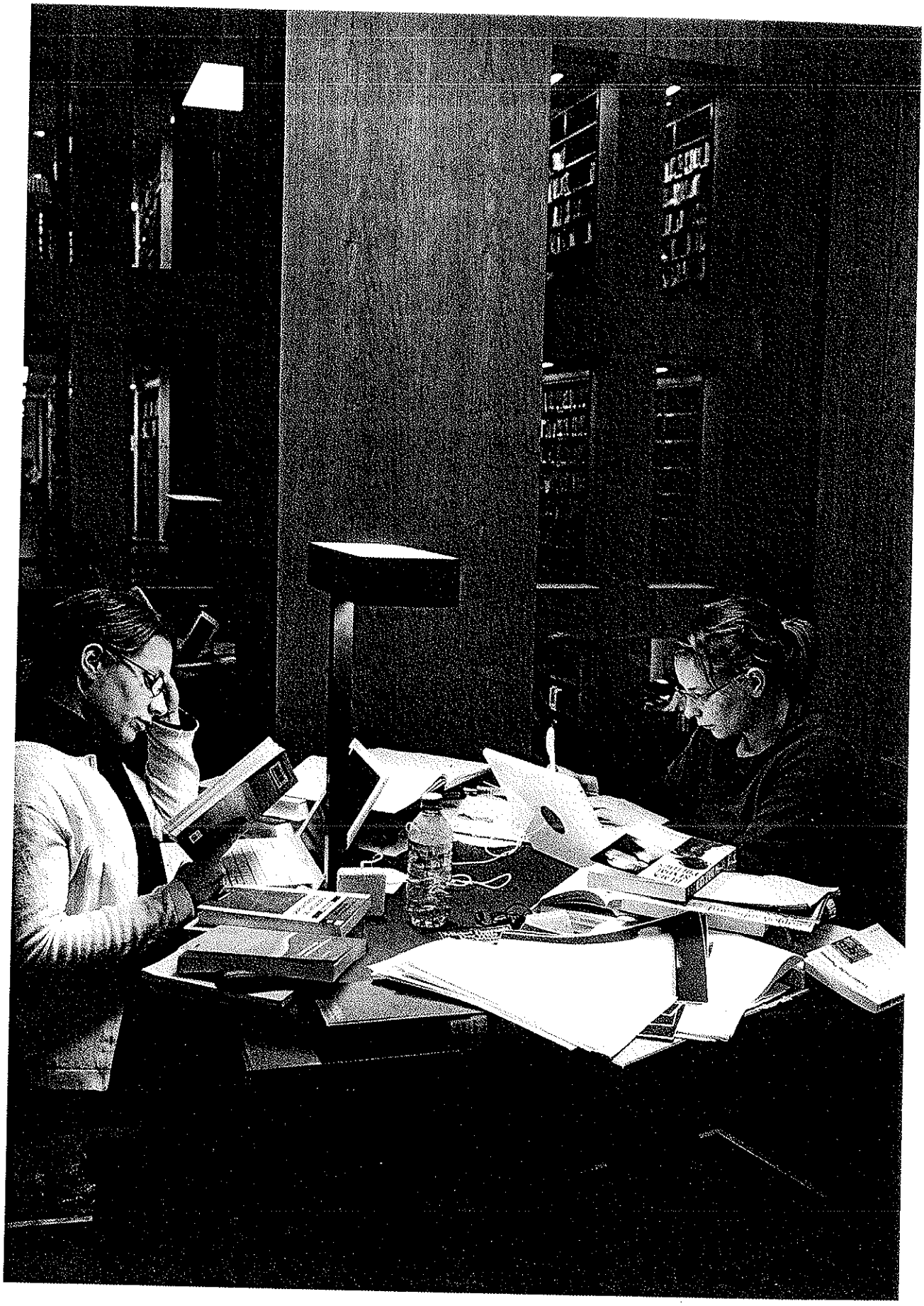
noch alles, was aus den Buchstaben kombiniert werden kann, aber in keiner Sprache einen Sinn hat, findet sich irgendwo in dieser Bibliothek. Diese Buchstabenkombinationen sind in immer gleiche Quanten gebunden, eben die Bücher. Diese sind als völlig selbstidentische Bibliotheksmodule in allen Richtungen des Raumes ausgebreitet, von niemandem verstanden, von niemandem lesbar, von niemandem durchwanderbar: eine Bibliothek, die nicht nur so groß wie das Universum, sondern die das Universum selbst ist. In diesem vegetieren die Menschen als verlorene Atome in irgendwelchen Raumzellen des Geistes – ohne Aussicht auf Sinn, Zusammenhang, Einheit.

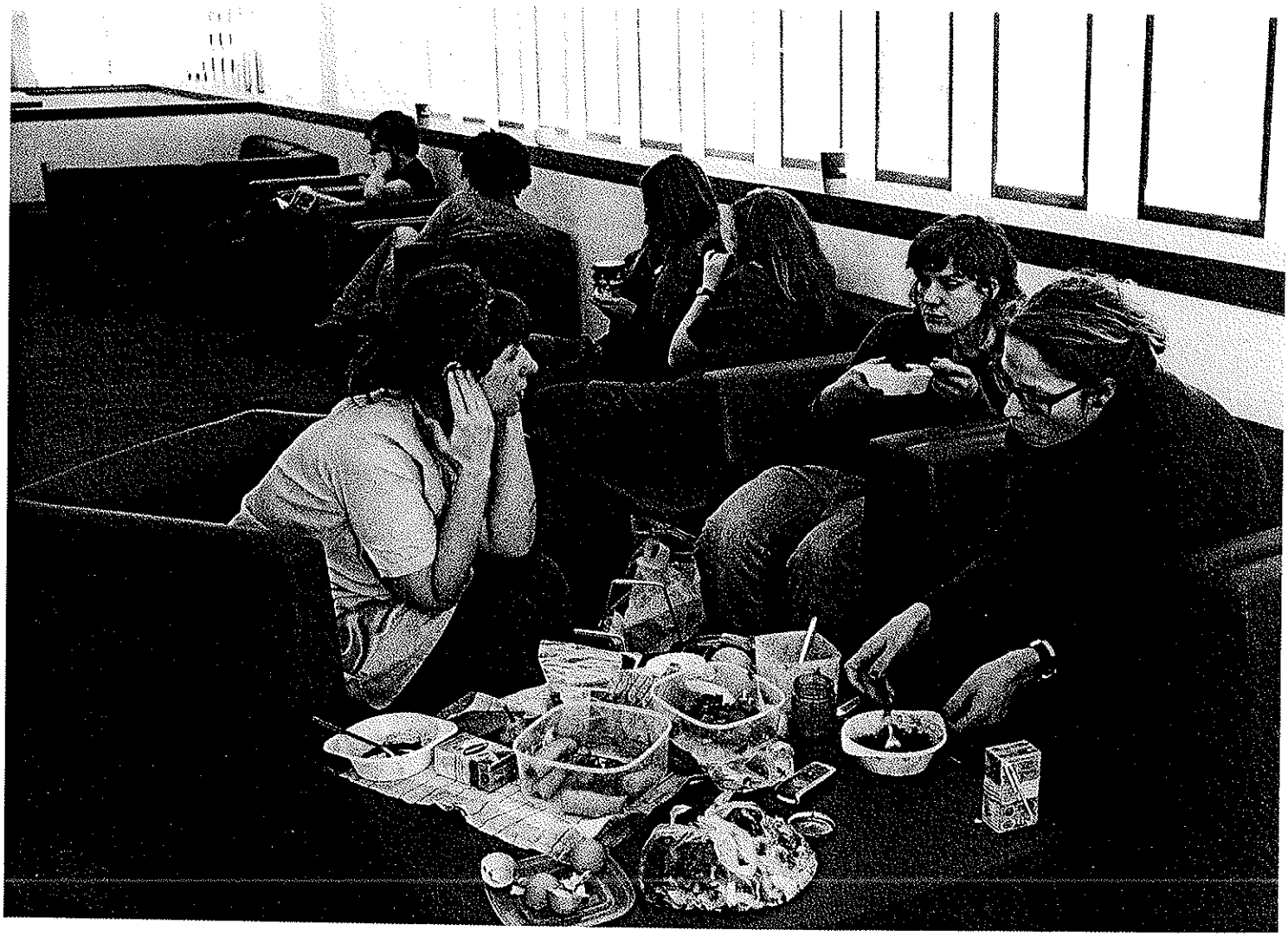
Fröhlicher als in den desperaten Metaphysiken der Bibliothek geht es in Thomas Hürlimanns Roman *Fräulein Stark* zu (2001), der uns in die berühmte St. Galler Stiftsbibliothek führt. Hier repetiert der Stiftsbibliothekar immer wieder seine »Lieblingsnummer«: »Im Anfang war das Wort ... dann kam die Bibliothek, und erst an dritter Stelle und letzter Stelle stehen wir, die Menschen und die Dinge.« Und dem fügt er das nominalistische Credo an: *nomina ante res*. Alles »habe zuerst als Wort existiert, erst später als Sache – und wenn all die Dinge dereinst längst wieder untergegangen sein werden, wird das Wort und sein Gedächtnis, die Bibliothek, noch immer existieren, unzerstörbar bis zum Jüngsten Tag«. Vielleicht ist dieser Glaube an die Vorgängigkeit der Wörter gegenüber den Dingen nicht nur eine mittelalterlich-christliche Überzeugung, sondern das Credo jedes Bibliothekars und jedes Liebhabers der Bibliothek. Die Welt ist nicht, was der Fall, sondern das Buch ist. *Credo quia absurdum*. So leben Onkel und Neffe in dieser »Bücherarche« und »barocken Bücherkirche«, die im Keller noch ein sagenhaftes »Bücheratlantis« verborgen hält.

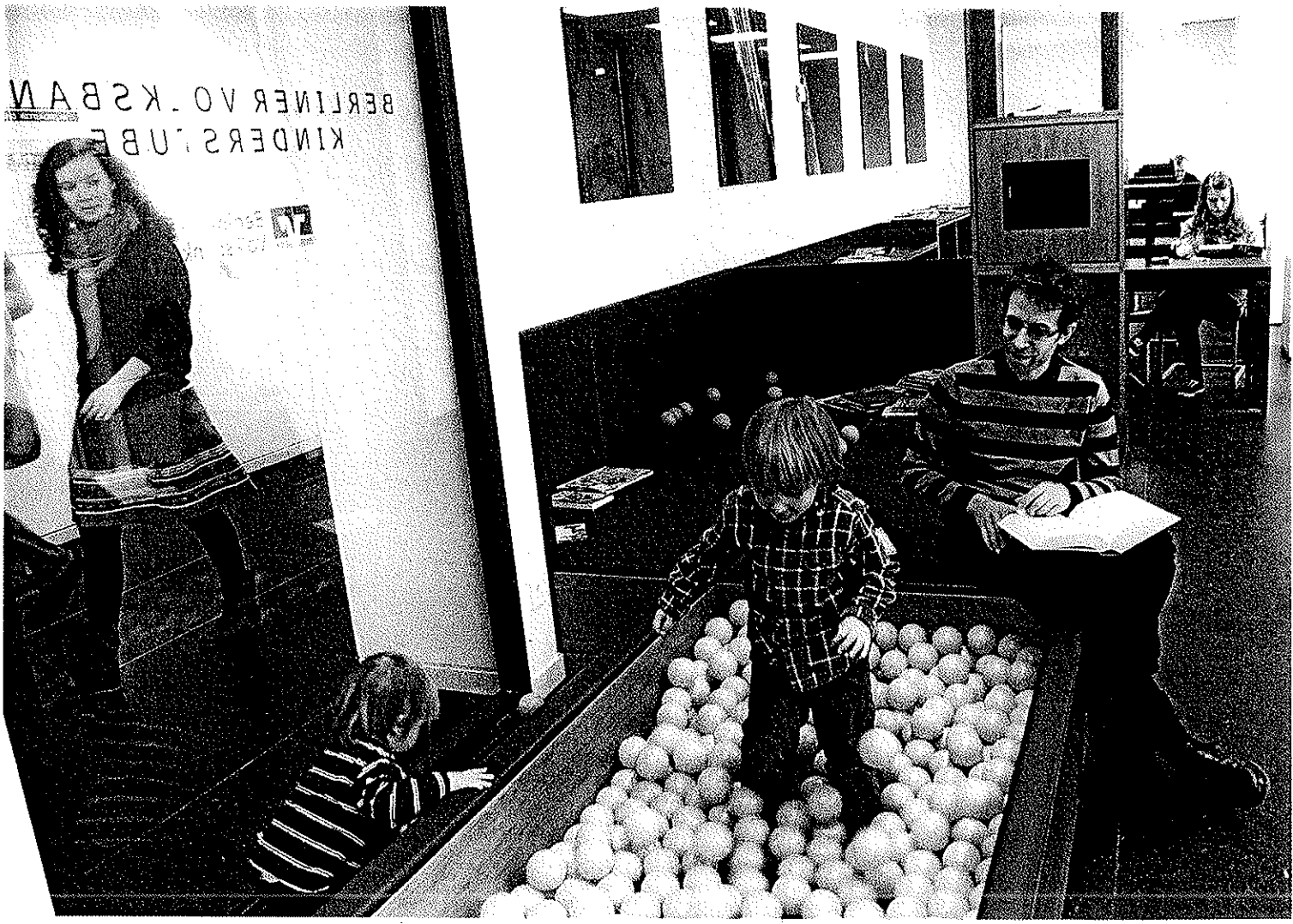
Trotz dieser gleichsam eschatologischen Würde der Bibliothek ist sie zugleich eine Stätte des Absurden und Vergeblichen, der *desperatio* also, mithin der Sünde, deren Seitentrieb die Utopie ist: »... je länger die Bibliothek bestand, desto komplizierter wurden die Systeme, desto zahlreicher die Bücher, so dass mit jedem Jahr, ja mit jedem Monat an dem sich unendlich verzweigenden Bücherbaum neue, jedoch bereits überfüllte Gestelle ausschlugen, über den Barocksaal ins Unendliche weiterwuchernd, unter das Dach hinauf, in die Keller hinab, Bücher Bücher Bücher, Abertausende von Titeln, niemals zu bewältigen, niemals zu katalogisieren«. Und so heißt es: »Ich hatte die Welt vor Augen und vermochte sie nicht zu sehen.« Wer dies sagt, und unwissend an die Bibliothek von Babel erinnert, ist der pubertierende Neffe des Bibliothekars, der einen Sommer lang den geradezu kultischen Dienst versieht, den Besuchern Filzpantoffeln überzustreifen, damit der Boden des Bibliothekssaals »aus hautweichem Kirsch-

holz«, dieser »Geigenholzboden mit seinen Intarsien«, gegen »die winzigste Schädigung« behütet werde. Was uns hier interessiert, ist eine Kleinigkeit, die zum Plot des Romans wird: Zu Füßen der weiblichen Besucherinnen nimmt der Junge die Witterung des Weiblichen auf; er versucht, Blicke in diesen »Abgrund der Stoffglocken«, der Frauenröcke, zu werfen, deren visuelles wie olfaktorisches Arkanum so nah und unerreichbar fern liegt wie die Geheimnisse der Bibliothek oder des Abgrundes über ihm, dem Himmel: »Arbeit war es nicht, eher Hingabe, Verehrung, das stumme Gebet eines Knienden, der aus dem Knistern von Unterröcken das Innere der Geheimnisse flüstern hört.«

Nach all den schrecklichen und phantastischen Exkursionen in die Geschichte der Bibliotheken führt uns diese erotische Zweckentfremdung schließlich zur Bibliothek als Gebrauchsraum. Denn die Praktiken des Bibliotheksbesuchers erschöpfen sich niemals darin, dass er in ihr, wie der heilige Hieronymus, ein optimales Gehäuse einsamen Lesens und Studierens gefunden hat. »Bibliotheksflirt« heißt die veröffentlichte Abschlussarbeit eines Studierenden der Bibliothekswissenschaft, Jonas Fansa. Vielleicht müssen wir noch lernen, dass Bibliotheken nicht nur Magazine und Bibliothekare nicht Könige eines Reiches sind, in welchem die Leser nur eine störende, schmutzige und lärmige Umwelt bilden. Moderne Bibliotheken sollen auch nicht nur Multimedia-Parks und Aufenthaltsräume für klausurenpaukende Studierende sein. Wenn sie die Konkurrenz zur digitalen Welt bestehen wollen, so dann, wenn sie nicht nur Wissensspeicher sind, was Computer und Datenbänke auch und vielleicht besser können, sondern multiple und performative Räume, in denen vielfältige soziale Figuren eine zwar geregelte, aber liberale Choreographie finden: dies nennt Uwe Jochum die Bibliothek als *locus communis*. Es sind kommunikative und kommunitäre Räume, die nicht nur die klassischen Akte wie Lesen, Exzerpieren und Schreiben beherbergen, sondern auch dem ambulierenden Entdecken, dem Gespräch, der Begegnung, den überraschenden Nachbarschaften, dem unverhofften Zufall, den erotischen Blicken, dem imaginären Selbstversuch in unbekannten Welten, ja selbst dem Dösen und Träumen einen Platz einräumen; wo es Zonen der Konzentration ebenso gibt wie solche der Gastlichkeit, des Lungerns und Ausruhens. All das macht gewiss die Bibliothek zu einem nervöseren und unruhigeren Raum, als es die kontemplative Stille der alten Bibliotheken war. Diese muss es, bei Strafe ihres Untergangs, in jeder Bibliothek weiterhin geben – und doch ist es auch eine großartige Chance der Bibliothek, wenn sie die Gegenwart aller Zeiten, welche sie in sich vereinigt, mit der realen Gegenwart ihrer Leser versöhnt.







BIBLIOTHEK

FOTOGRAFIEN
BARBARA KLEMM UND STEFAN MÜLLER
TEXTE
JÖRG BABEROWSKI, HARTMUT BÖHME,
MILAN BULATY, MAX DUDLER,
MARTIN MOSEBACH, PETER VON MATT

BERLIN VERLAG